

Detlef Garz, Klaus Kraimer, Gerhard Riemann (Hrsg.)

# Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze

Einblicke in die biographischen  
Voraussetzungen,  
die Entstehungsgeschichte und die Gestalt  
rekonstruktiver Forschungsansätze



Im Gespräch mit Ulrich Oevermann  
und Fritz Schütze

# Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung

## *Band 3*

Herausgegeben von der Study Group ‚Rekonstruktive  
Sozialforschung‘ am Hanse-Wissenschaftskolleg, Institute for  
Advanced Study, Delmenhorst

Dr. Ursula Blömer, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Dr. Carsten Detka, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Dr. Manuel Franzmann, Christian-Albrechts-Universität Kiel

Prof. Dr. Detlef Garz, Hanse-Wissenschaftskolleg, Institute for  
Advanced Study, Delmenhorst

PD Dr. Matthias Jung, Goethe-Universität Frankfurt a.M.

Prof. Dr. Klaus Kraimer, Hochschule für Wirtschaft und  
Technik des Saarlandes Saarbrücken

Prof. Dr. Ulrike Nagel, Otto-von-Guericke-Universität  
Magdeburg

Prof. Dr. Ulrich Oevermann, Goethe-Universität Frankfurt a.M.

Prof. Dr. Gerhard Riemann, Technische Hochschule Nürnberg  
Georg Simon Ohm

Prof. Dr. Fritz Schütze, Otto-von-Guericke-Universität  
Magdeburg

Dr. Anja Wildhagen, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Prof. Dr. Boris Zizek, Leibniz Universität Hannover

Detlef Garz  
Klaus Kraimer  
Gerhard Riemann (Hrsg.)

# Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze

Einblicke in die biographischen  
Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte  
und die Gestalt rekonstruktiver  
Forschungsansätze

Verlag Barbara Budrich  
Opladen • Berlin • Toronto 2019

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2019 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto  
[www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

ISBN 978-3-8474-0656-3 (Hardcover)  
eISBN 978-3-8474-0241-1 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – [www.lehfeldtgraphic.de](http://www.lehfeldtgraphic.de)  
Satz: Anja Borkam, Jena – [kontakt@lektorat-borkam.de](mailto:kontakt@lektorat-borkam.de)  
Titelbildnachweis: © Klaus Kraimer  
Druck: Paper & Tinta, Warschau, Polen  
Printed in Europe

# Inhalt

<i>Detlef Garz, Klaus Kraimer und Gerhard Riemann</i>	
Vorwort .....	7
Die Erzählung von Ulrich Oevermann .....	15
Die Erzählung von Fritz Schütze .....	101
Link zum Online-Anhang .....	277

# Vorwort

Detlef Garz, Klaus Kraimer und Gerhard Riemann

Der vorliegende Band basiert auf autobiographisch-narrativen Interviews mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze, die jeweils an zwei Terminen, dem 23. Juni und dem 17. September 2012, am Hanse-Wissenschaftskolleg (HWK) in Delmenhorst stattfanden – im Rahmen der Study Group ‚Rekonstruktive Sozialforschung‘ des HWK.

Als wir (die Herausgeber) in der Study Group den Vorschlag machten, solche Interviews durchzuführen, reagierten Ulrich Oevermann und Fritz Schütze anfangs eher verhalten. Sie haben sich beide in der Vergangenheit ausführlich und öffentlich zur Geschichte und zur Lebensleistung von Menschen geäußert, die für ihre eigene Entwicklung und die Entwicklung der Soziologie zentral waren<sup>1</sup>, aber fremdelten zunächst mit der Vorstellung, sich in dieser Form autobiographisch zu äußern. Auf die Idee, Memoiren zu verfassen oder lebensgeschichtliche Erinnerungen zu Papier zu bringen<sup>2</sup>, wäre wohl keiner von ihnen gekommen. Aber sie haben sich auf unser Vorhaben eingelassen und es zu ihrer Sache gemacht. Und sie waren auch damit einverstanden, dass sich der Blick nicht auf ‚Akademisches‘ verengen sollte. Es ging darum, etwas davon herüberzubringen, ‚wie alles miteinander zusammenhängt‘: wie das, was im

- 
- 1 Oevermann, Ulrich (2014): Prof. Dr. Dr. h.c. Mario Rainer Lepsius – ein Nachruf. In: Arbeitsgemeinschaft Objektive Hermeneutik e.V. Blog. <https://blog.agoh.de/2014/12/07/prof-dr-dr-h-c-mario-rainer-lepsius-ein-nachruf/> [14.2.2019]; ders. zu Jürgen Habermas (2009): Der akademische Lehrer – eine Erinnerung. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 6/2009, S. 45-47; <https://www.blaetter.de/archiv/jahrgaenge/2009/juni/der-akademische-lehrer-eine-erinnerung> [12.4.2019] und Schütze, Fritz (2009): Nachruf – Joachim Matthes (1930-2009). In: Zeitschrift für Soziologie, 38. Jg., Heft 5, S. 441-444; ders. (2008): The legacy in Germany today of Anselm Strauss' vision and practice of sociology. In: Denzin, N. K./Salvo, J./Washington, M. (Hrsg.): Studies in Symbolic Interaction, Vol. 32. Bingley: Emerald Group Publishing, S. 103-126.
  - 2 Dafür gibt es in der Geschichte der Sozialwissenschaften viele Beispiele, etwa in der letzten Zeit die posthum erschienene Autobiographie von Stuart Hall: Stuart Hall with Bill Schwarz (2017): Familiar Stranger. A Life Between Two Islands. London: Allen Lane. Die Schriften von älteren Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern (und dabei denken wir gerade nicht an Ulrich Oevermann und Fritz Schütze) sind häufig von autobiographischen ‚Einsprengeln‘ geprägt – eine Tendenz, die sich z.B. besonders deutlich in den Arbeiten des Soziologen Howard Becker findet, der damit auch immer wieder seine Verwurzelung im Chicagoer Interaktionismus bekräftigt.

wissenschaftlichen Kontext entstanden ist – der Stil und die Spezifika des Zugangs zur sozialen Realität, die Themen, die einen umtreiben, und die Problemstellungen, an denen man sich abarbeitet –, nur verständlich wird unter Berücksichtigung des Ineinanders von Lebensgeschichte, Gesellschaftsgeschichte, Universitätsgeschichte und Geschichte der Disziplin. Vor diesem Hintergrund war es auch naheliegend, Ulrich Oevermann und Fritz Schütze jeweils darum zu bitten, den anderen Mitgliedern der Study Group ‚Rekonstruktive Sozialforschung‘ am Hanse-Wissenschaftskolleg *ihre Geschichte als Soziologen vor dem Hintergrund ihrer Lebensgeschichte* zu erzählen.<sup>3</sup>

In beiden Fällen entstanden umfangreiche und detaillierte Stegreiferzählungen, wobei Ulrich Oevermann zuerst seine persönlichen Erinnerungen an die Vorgeschichte und die Entwicklung der Objektiven Hermeneutik zur Sprache bringt, bevor er sich seiner Lebensgeschichte insgesamt zuwendet. Es wurde notwendig, die beiden Interviews jeweils an einem zweiten Termin (knapp drei Monate nach dem ersten Treffen) fortzusetzen. Es war klar, dass die Transkriptionen angesichts des Charakters eines solchen Projekts, das Ähnlichkeiten zu Oral-History-Unternehmungen aufweist, von den Erzählern bzw. in Absprache mit ihnen noch einmal redaktionell überarbeitet werden mussten, alles andere wäre ihnen gegenüber unfair gewesen. Es sollte soweit wie möglich der Charakter der gesprochenen Sprache erhalten bleiben.

Wie ist es dazu gekommen? Was lag der Idee, diese Interviews durchzuführen und sie zu veröffentlichen, zugrunde?

Im Jahr zuvor hatte sich am Hanse-Wissenschaftskolleg die Study Group „Rekonstruktive Sozialforschung“ gebildet, die sich zum Ziel gesetzt hatte, in der gemeinsamen Werkstattarbeit, d.h. in der Auseinandersetzung mit sprachlichen Primärmaterialien bzw. Protokollen, dem auf die Spur zu kommen, was Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, die recht unterschiedliche Verfahren der Textanalyse praktizieren – die Objektive Hermeneutik und die soziolinguistisch basierte sozialwissenschaftliche Prozessanalyse –, verbindet und trennt.<sup>4</sup> In beiden Verfahren wird – sehr viel stärker als in anderen

- 
- 3 Ulrich Oevermann wurde von Detlef Garz, Anja Wildhagen und Gerhard Riemann interviewt, Fritz Schütze von Klaus Kraimer, Ulrike Nagel, Carsten Detka und Boris Zizek. Bei der Zusammenstellung der Interviewergruppen wurde darauf geachtet, dass eine ausreichende Fremdheit bzw. ein Informationsgefälle (als wesentliche Bedingung für das Erzählen) unterstellt werden konnte. Im Fall der beiden Interviews mit Ulrich Oevermann waren z.B. neben Detlef Garz auch Anja Wildhagen und Gerhard Riemann anwesend, die mit der Geschichte der Objektiven Hermeneutik nicht so vertraut waren wie Detlef Garz.
  - 4 Als die Study Group im Jahr 2011 aufgrund unserer Initiative entstand, hatten wir (D.G., K.K. und G.R.) schon über einen längeren Zeitraum zusammengearbeitet. Wir denken hier (a) an die langjährige Kooperation im Rahmen der von D.G. organisierten Summer School „Interpretation und Verstehen“ am Inter-University Center Dubrovnik (von 1999 bis 2009), an der neben Ulrich Oevermann auch G.R. beteiligt war, (b) an

qualitativen Ansätzen – Einzelfallanalysen von sprachlichen Datenmaterialien ein besonderer Stellenwert eingeräumt: Es haben sich bestimmte Varianten von sequenziellen Analysen herausgebildet, die gemeinsame Erkenntnisbildung in Forschungs- oder Interpretationswerkstätten spielt eine zentrale Rolle (was auch für die qualitative Forschung im deutschsprachigen Raum stilprägend wurde), und beide Ansätze sind für die sozialwissenschaftliche Fundierung von Fallanalysen in der professionellen Praxis bedeutsam geworden. Wir waren überzeugt, dass es trotz der deutlichen Unterschiede lohnend sei, sich auf die gemeinsame rekonstruktive Arbeit an Texten einzulassen und dabei herauszufinden, ‚ob und wie das geht – oder auch nicht geht‘, wo und wie Missverständnisse aufbrechen und ggf. überwunden werden, wie wir zusammenkommen oder auch nicht zusammenkommen. Ulrich Oevermann und Fritz Schütze waren von dieser Idee sehr angetan und waren von Anfang an bis heute dabei.

Wir konzentrierten uns bei unseren Treffen in Delmenhorst – in der Regel Treffen von anderthalb Tagen, die dreimal im Jahr stattfanden – seitdem vor allem auf Transkriptionen von autobiographisch-narrativen Interviews mit Menschen, die in der DDR aufgewachsen waren<sup>5</sup>, aber auch auf andere Materialien: z. B. eine Gruppendiskussion<sup>6</sup>, schriftliche Lebenserinnerungen, literarische Texte, Stasi-Unterlagen, Songtexte und Spielfilme.<sup>7</sup> Dass wir es so

---

die Zusammenarbeit von K.K. und G.R. im Rahmen des Netzwerks Rekonstruktive Soziale Arbeit und (c) die Teilnahme an einer Reihe von ‚DAAD summer schools‘ zur rekonstruktiven Sozialforschung, die von D.G. und Frau Professorin Dr. Hyo Seon Lee gemeinsam mit südkoreanischen Universitäten organisiert worden sind und noch immer stattfinden.

- 5 Viele dieser Interviews stammen aus dem von der deutsch-polnischen Wissenschaftsstiftung, Frankfurt-Oder, geförderten Forschungsprojekt „Die Volksrepublik Polen und die Deutsche Demokratische Republik in der biographischen Erfahrung und Durcharbeitung der Nachkriegsgeneration von 1945 bis 1955. Ein biographieanalytisch-soziologischer Vergleich“ (April 2012 bis Juni 2014), das von Kaja Kazmierska (Universität Lodz) und Fritz Schütze geleitet wurde. Die zahlreichen Interviews aus diesem Projekt, die in unserer Study Group besprochen wurden, waren von Anja Wildhagen durchgeführt worden. Andere von uns gemeinsam analysierte Interviews, die aus einem von Detlef Garz geleiteten DFG-Forschungsprojekt stammen, waren sowohl kurz nach der Wende als auch während der Laufzeit der Study Group (von Ursula Blömer) durchgeführt worden.
- 6 Die von uns gemeinsam bearbeitete Gruppendiskussion war in einem von Ulrich Oevermann durchgeführten Forschungsprojekt zur Bewährungsproblematik entstanden.
- 7 Einige der Fallanalysen wurden 2018 in einem von Detlef Garz, Ulrike Nagel und Anja Wildhagen herausgegebenen Band über „Biographische Erfahrungen im Sozialismus. Analysen des Lebens im ‚so anderen Land‘ der DDR“ (Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich) publiziert. Ein von Ursula Blömer, einem Mitglied unserer Study Group, durchgeführtes Interview wurde von ihr – in Kooperation mit ihrer Informantin – veröffentlicht: Renate Böning (2016): „Ich wundere mich nur, dass wir alle

lange miteinander ausgehalten haben und die Laufzeit der Study Group auch noch einmal verlängert wurde, zeigt, dass wir diese Form der Zusammenarbeit und Auseinandersetzung als fruchtbar und anregend erlebt haben und noch immer erleben. Und darüber hinaus standen wir unter dem Eindruck, dass uns die ‚prozessaufzeigenden‘ Materialien, mit denen wir uns sequenzanalytisch befassten (vor allem die autobiographischen Interviews), einen besonderen Zugang zu einer gesellschaftlichen Realität ermöglichten, in die die Informantinnen und Informanten hineingewachsen und durch die sie geprägt worden waren. Wir gewannen einen Einblick darin, wie Lebensgeschichten in unterschiedlichen Phasen der DDR geformt wurden und die Betroffenen mit immer wieder neuen Herausforderungen fertig werden mussten oder auch nicht mehr fertig werden konnten. Bedingungen für Leiden, aber auch für kreative Veränderungen gerieten in den Blick. Autobiographische Stegreiferzählungen ermöglichen differenzierte Einblicke in die Verwobenheit von Lebens- und Gesellschaftsgeschichte und – global gesprochen – in die Bedingungen für die Entstehung von Neuem.<sup>8</sup>

Diese Einsicht in das, was sich – vereinfacht gesprochen – mit solchen Erzählungen anfangen lässt, hat damit zu tun, wie wir (als Herausgeber des vorliegenden Bandes) auf die Idee zu diesem Veröffentlichungsprojekt gekommen sind. Als wir die Study Group ‚Rekonstruktive Sozialforschung‘ gründeten, standen wir unter dem Eindruck (und daran hat sich bis jetzt nichts geändert), dass Verfahren der interpretativen oder rekonstruktiven Sozialforschung (aber auch der qualitativen Sozialforschung generell) häufig als statische Gebilde und bloße Rezeptanweisungen rezipiert werden, die sich mit bestimmten Namen verbinden oder darauf reduzieren lassen<sup>9</sup> und deren vermeintliche Stärken und Schwächen schnell festgeklopft werden. Das Angebot an qualitativen Ansätzen ist recht unüberschaubar geworden, da liegt es doch nahe, dass man sich schnell von Scouts, die beanspruchen ‚durchzublicken‘, in Einführungs-

---

mitgemacht haben“. Erinnerungen an mein Leben in der DDR. Herausgegeben von Ursula Blömer. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- 8 Oevermann, Ulrich (1991): Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen. In: Müller-Dohm, Stefan (Hrsg.): Jenseits der Utopie. Theoriekritik der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 267-336.
- 9 Einer von uns erinnert sich in diesem Zusammenhang an das Gespräch zweier Sozialwissenschaftler auf einer Tagung: daran, wie der einem dem anderen coram publico erklärte: „Ich mach‘ Rosenthal, Du machst Schütze“. In unseren Augen ist das nicht nur eine kürzelhafte und flapsige Form der Selbst- und Fremdzunehmung, sondern auch eine Form der selbstverständlichen Entwertung des eigenen – und des gemeinsamen – Erkenntnisanspruchs (so etwas wie ‚putting the other person in his place‘, aber auch ‚putting myself in my place‘). Diejenigen, deren Namen man hier zur Selbst- und Fremdentwertung oder auch ‚Selbst- und Fremdfixierung‘ (‚Fixierung‘ im Sinne von ‚Fesselung‘) beansprucht, können für so etwas nicht verantwortlich gemacht werden.

bänden oder Überblicksveranstaltungen davon überzeugen lässt, was einzelne (so verstandene) ‚Programme‘ leisten oder auch nicht leisten. In der Arena der qualitativen Sozialforschung gibt es inzwischen eine Menge Pappkameraden und fixer Defizitkonstruktionen, die mutmaßlichen Schwachstellen in den jeweils anderen ‚Schulen‘ sind schnell ausgemacht. Wenn wir von ‚statisch‘ sprechen, meinen wir damit, dass die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte solcher Ansätze und die Problemstellungen, die für ihre Genese entscheidend waren, oft aus dem Blick geraten.

Im Zuge unserer gemeinsamen Werkstattarbeit, in der wir in der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen sprachlichen Materialien einen verstehenden Zugang zu uns fremden Lebensgeschichten in ihrem jeweiligen historischen Kontext gewannen, wuchs die Überzeugung, dass man solchen Tendenzen einer kollektiven Amnesie im Feld der qualitativen Sozialforschung – der dekontextualisierten, enthistorisierenden, verdinglichenden Rezeption bzw. auch der schnellen, oberflächlichen Entwertung bestimmter interpretativer Forschungsansätze und der damit verbundenen Dogmatisierungsrisiken – dadurch etwas entgegensetzen kann, dass wir die mit dem autobiographischen Stegreiferzählen verbundenen Erkenntnismöglichkeiten auf eine bestimmte Weise für die Zwecke der fachlichen Selbstvergewisserung und Selbstreflexion nutzen sollten: Wir hatten die Idee, Ulrich Oevermann und Fritz Schütze als Soziologen, deren Namen sich mit der Entstehung der Objektiven Hermeneutik und der soziolinguistisch basierten sozialwissenschaftlichen Prozessanalyse verbindet, zu bitten, uns von sich und ihrer Geschichte als Soziologen zu erzählen. Studierende und Kolleginnen und Kollegen in den Sozial- und Erziehungswissenschaften, die sich mit der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der interpretativen Sozialforschung im deutschsprachigen Raum vertraut machen wollten, würden – so unsere Überlegung – leichter einen Zugang gewinnen, wenn sie in der Lektüre von verschriftlichten *mündlichen* Erzählungen der Protagonisten, um die es hier geht, ein Bild davon gewinnen könnten, ‚wie eins zum anderen gekommen ist.‘ Das ist auf jeden Fall ein anderer Zugang als die Lektüre von anspruchsvollen und durchgefeilten (bilanzierenden) Grundlagentexten zum eigenen Werk, wie sie sowohl Ulrich Oevermann als auch Fritz Schütze vorgelegt haben.<sup>10</sup>

---

10 Z.B. Schütze, Fritz (2005): Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Sozialforschung. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 6. Jg., Heft 2, S. 211-248; und Oevermann, Ulrich (2014): „Krise und Routine“ als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften. In: Becker-Lenz, R./Franzmann, A./Jansen, A./Jung, M. (Hrsg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: Springer VS, S. 43-114. – Es sollte hier aber auch erwähnt werden, dass sich beide Autoren in Interviews persönlich zur Entstehung ihrer Arbeiten (und auch z. T. zum biographischen Kontext) geäußert haben. Zu nennen sind hier: Oevermann, Ulrich (2010): „Der Gegenbegriff zur Gesellschaft ist nicht Natur, sondern Kultur“. In: Herrschaft, F./ Lichtblau, K. (Hrsg.): Soziologie in Frankfurt.

Es sind sehr persönliche Texte entstanden, die einen Einblick geben in lebensgeschichtliche Prozesse und in Konstellationen und Milieus, die zur Herausbildung eines für den deutschsprachigen Raum der rekonstruktiven Sozialforschung charakteristischen Profils beigetragen haben. Es gibt auch andere Personen, die in diesem Zusammenhang über sich erzählen könnten oder sich bereits geäußert haben; vor allem in der Erzählung von Fritz Schütze werden einige von ihnen auch genannt. Es kommen schmerzhafteste Verlusterfahrungen und die Spuren des Zweiten Weltkriegs in Lebensgeschichten zur Sprache, aber auch ganz unterschiedliche Bedingungen für kreative Entwicklungen werden erkennbar. Wie sich Ulrich Oevermanns Präferenz für in-situ-Forschung schon in seinen vogelkundlichen Streifzügen als Kind und Jugendlicher ausgebildet hat, wird ebenso sichtbar wie die Bedeutung von frühen und langandauernden Krankheits- und Klinikerfahrungen für Fritz Schützes Sinn für das Abgründige und die Störanfälligkeit menschlicher Kommunikation und für biographische Leidensprozesse. In der Entwicklung von beiden spielten die intensive Auseinandersetzung mit dem Beitrag der Sprache zur Herstellung gesellschaftlicher Wirklichkeit sowie frühe sprachsoziologische Untersuchungen eine zentrale Rolle. (In diesem Zusammenhang hatten Ulrich Oevermann und Fritz Schütze schon in den 1970er Jahren viel miteinander zu tun, auch die Zusammenarbeit mit Linguisten war damals sehr wichtig.) Das Schwierige an Suchprozessen und die zeitweilige Ratlosigkeit und Isolation angesichts des Unverständnisses, auf das man stößt, wenn man aus dem ‚thinking as usual‘ ausbricht – alles das wird sichtbar. Und wenn das bei Leserinnen und Lesern so ankommt, dass es lohnend ist, den eigenen Kopf zu gebrauchen und sich nicht bloß Rezeptanweisungen unterzuordnen, wäre das in unserem Sinne.

Es ist sicher nicht so, dass alle Themen und Entwicklungen, die gemeinsam mit Ulrich Oevermann und der Objektiven Hermeneutik einerseits und Fritz Schütze und seiner Form von soziolinguistisch basierter sozialwissenschaftlichen Prozessanalyse andererseits in Verbindung gebracht werden, in diesen Texten ‚abgedeckt‘ werden. Dafür tauchen andere Themen auf, über die sich ein ‚unvertrauter‘ Leser vielleicht wundert, die aber für die Erzähler einen

---

Wiesbaden: VS Verlag, S. 369-406; Kaja Kazmierska: An Interview with Professor Fritz Schütze: Biography and Contribution to Interpretative Sociology. In: Qualitative Sociological Review, Vol. X, Issue 1, 2014, S. 284-359. [http://www.qualitativesociologyreview.org/ENG/Volume28/QSR\\_10\\_1\\_Kazmierska\\_2.pdf](http://www.qualitativesociologyreview.org/ENG/Volume28/QSR_10_1_Kazmierska_2.pdf) [10.4.2019] und Kötting, Michaela/Völter, Bettina (2014): „Isso, sim, é ser sociólogo“ – Uma entrevista com Fritz Schütze sobre a história de sua obra na sociologia. In: Civitas, Vol. 14., No. 2, S. 204-226 (hrsg. von Hermílio Santos, Bettina Völter und Wivian Weller). Auf deutsch im Rundbrief 69, Dezember 2015, S. 35-53, der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: [https://www.soziologie.de/fileadmin/user\\_upload/Sektionen/Biographieforschung/Rundbrief-69-1.pdf](https://www.soziologie.de/fileadmin/user_upload/Sektionen/Biographieforschung/Rundbrief-69-1.pdf). [10.4.2019]

besonderen Stellenwert haben und etwas davon verraten, was für sie zählt.<sup>11</sup> Und darum, dass das zum Ausdruck kommt, ging es uns ja mit diesem Projekt. Leser\*innen, die sich mit den Arbeiten von Ulrich Oevermann und Fritz Schütze oder den mit ihren Namen verbundenen Analyseansätzen im engeren Sinn vertraut machen möchten, verweisen wir auf entsprechende Überblicksbände.<sup>12</sup>

Wir können an dieser Stelle nicht im Detail auf die redaktionellen Arbeiten eingehen. Die Tatsache, dass die Länge der beiden Erzählungen, wie sie hier im Druck erscheinen, recht unterschiedlich ist, hängt nicht – und das muss hier nachdrücklich betont werden – damit zusammen, dass der eine der beiden Erzähler mehr Platz für sich ‚beansprucht‘ hätte als der andere. (Für die Interviews, die mit den beiden geführt wurden, stand jeweils genauso viel Zeit zur Verfügung.) Es war im Gegenteil so, dass es Fritz Schütze äußerst unangenehm war, dass der Seitenumfang ‚seines‘ Teils so viel länger ist als der von Ulrich Oevermann. Er hatte immer wieder angeboten, dass wir doch auf bestimmte Passagen verzichten könnten; oder er schlug vor, längere Passagen seiner Erzählung in den elektronischen Anhang zu verschieben. Wir zogen es als Herausgeber aber vor, dass die Gestalt seiner Erzählung für die Leserschaft erhalten bleiben sollte; Streichungen oder Verschiebungen fanden wir nicht so gut. Und das hat er dann am Ende auch irgendwie (nicht hellauf begeistert) akzeptiert. (Auf den Anhang, in dem neben seinen ausführlichen Vorbemerkungen zum Interview auch eine Überblicksskizze zur Entwicklung seiner biographie- und erzählanalytischen Forschungslinie neben seinem Curriculum Vitae erscheint, kann unter [shop.budrich-academic.de/im-gespraech-mit-ulrich-oevermann-und-fritz-schuetze](http://shop.budrich-academic.de/im-gespraech-mit-ulrich-oevermann-und-fritz-schuetze) zugegriffen werden.) – Angesichts der Besonderheiten des mit Ulrich Oevermann geführten Interviews fanden wir es zur Orientierung der Leserschaft sinnvoll, an seine Erzählung ein Curriculum Vitae anzuhängen, das er uns zur Verfügung gestellt hatte.

Aufgrund unterschiedlicher Bedingungen, die wir und die Erzähler nicht vorhersehen konnten, hat es sehr viel länger gedauert, als es ursprünglich geplant war, dieses Publikationsprojekt abzuschließen. Da Ulrich Oevermann in der Abschlussphase der Vorbereitung dieses Bandes erkrankt war, konnte er die Transkriptionen der beiden mit ihm geführten Interviews nicht selbst

- 
- 11 Es gibt wahrscheinlich recht wenige Soziologen, die einer Tätigkeit als Vorsitzender eines Prüfungsausschusses für ein Fach, von dem sie zugegebenermaßen keine Ahnung haben (in diesem Fall Musik), so viel abgewinnen können wie Fritz Schütze. Der Spaß und die Selbstironie im Reden darüber – aber auch die Zufriedenheit, dass er eine Bewährungsprobe bestanden hat – gehören eben zu ihm, und deshalb erscheinen die entsprechenden Passagen so, wie er darüber in Delmenhorst erzählt hat.
  - 12 Z.B. Garz, Detlef/Raven, Uwe (2015): *Theorie der Lebenspraxis*. Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns. Wiesbaden: Springer VS; und Schütze, Fritz (2016): *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. Hg. von Fiedler, W./Krüger, H.-H.. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

abschließend redaktionell bearbeiten, offene Fragen wurden aber zwischen ihm und Detlef Garz besprochen.<sup>13</sup> Fritz Schütze hat die Transkriptionen der mit ihm geführten Interviews selbst für die Druckfassung vorbereitet und auch nachträglich zu unterschiedlichen Zeiten schriftlich kommentiert, wobei der Unterschied zwischen dem ursprünglichen Interviewtext und den nachträglichen Kommentierungen (zu ihrem jeweiligen Zeitpunkt) für die Leserschaft klar erkennbar bleibt. Darauf geht er ausführlicher in den Vorbemerkungen zu den mit ihm geführten Interviews – und vor allem auch im elektronischen Anhang zu diesem Band – ein.

Wir möchten abschließend der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm dafür danken, dass sie die Mittel zur Verfügung gestellt hat, mit deren Hilfe diese Veröffentlichung realisiert werden konnte. Unser besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang dem damaligen Dekan, Professor Dr. Gerhard Frank. Jenny Dietz, Julia Reimer, Eva Scharpf und Sevgi Söyler haben uns durch ihre Transkriptionsarbeiten sehr geholfen.

---

13 Etwaig verbleibende Fehler gehen zu Lasten der Herausgeber.

## Die Erzählung von Ulrich Oevermann<sup>14</sup>

*Wir hatten überlegt, dass wir Sie bitten, Ihre Geschichte als Soziologe zu erzählen vor dem Hintergrund der Lebensgeschichte. Wie alles gekommen ist bis heute.*

Ich fange mal vielleicht mit der engeren Frage an, wie es zu der Entwicklung der Objektiven Hermeneutik gekommen ist. Das ist am einfachsten zu klären oder darzustellen; da gibt es, glaube ich, zwei Gründe: Ich nenne den unmittelbaren oder vordergründigen zuerst. Ich hatte damals nach meiner Assistentenzeit und Dissertation in Frankfurt die Leitung eines Forschungsprojekts am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin übernommen. Das war länger schon vorgeplant. Jürgen Habermas ist da entscheidend gewesen, weil er langfristig eine Beratung am Max-Planck-Institut übernommen hatte. Und ich nehme mal an, dass er mich aus Heidelberg damals dann auch mitgenommen hat als Assistent, um ihn bei dieser Beratungstätigkeit zu unterstützen. Also das kann ich vielleicht nachher noch schildern. Das war ein Riesen-Projekt, ‚Elternhaus und Schule‘. Das war sehr ehrgeizig. Also richtig Big Science.

Ja, das war unter den Arbeitsmöglichkeiten eines Max-Planck-Instituts auch möglich. An einer Universität hätte man so etwas nicht machen können. Heute schon mal gar nicht, weil die Laufzeiten dafür viel zu kurz sind. Es war sehr langfristig angelegt. Und da sollten auf den verschiedensten Aggregierungsebenen, beginnend bei der Verankerung in der Makrostruktur, die objektiven Statusmerkmale bis hin zu den am feinsten verästelten Dimensionen von kognitiver, motivationaler bzw. affektiver Entwicklung untersucht werden; also letztlich der komplexe Prozess in der Determination von Schulerfolg, aber hauptsächlich den vorausgehenden Dispositionen kognitiver und motivationaler Art. Als Zielgruppe waren Kinder zwischen vier und sechs Jahren vorgesehen. Und mich hat, das muss ich noch vorwegschicken, schon damals hauptsächlich die Eigenlogik der innerfamilialen Kommunikationsstruktur interessiert. Also das, was uns auch hier immer wieder beschäftigt hat und was man eben psychologisch nicht fassen kann.

Das muss ich mal einen Moment einklammern, warum ich Soziologe bin und als Soziologe zugleich, sozusagen verschärft, Anti-Psychologe. Ich habe nichts mehr gehasst als die psychologische Reduktion von Erklärungen. Und

---

14 Die folgende Darstellung basiert auf zwei Interviews mit Ulrich Oevermann, die am 23. Juni und 17. September 2012 am Hanse-Wissenschaftskolleg in Delmenhorst stattfanden. Das Interview wurde von Detlef Garz, Gerhard Riemann und Anja Wildhagen geführt. Fragen und Kommentare der Interviewer\*innen sind hier ebenso wie in der Transkription der Erzählung von Fritz Schütze kursiv gesetzt.

für mich war damals, teilweise bis heute, die Sozialisationsforschung bzw. die Bildungs- und Sozialisationsforschung ein Gebiet gähnender Langeweile, weil also letzten Endes das auf nichts anderes herauslief als auf Theorien mit dem Grundgehalt ‚der Apfel fällt nicht weit vom Stamm‘. Und mich hat eigentlich immer viel mehr interessiert, wie, unter auch ungünstigen Bedingungen, dennoch eigenlogisch so etwas wie Kreativität bei Kindern entstehen kann. Wenn Sie so wollen: die Emergenz. Und das führte dann später zu Überlegungen, die ich damals so explizit noch gar nicht gehabt habe, nämlich dass die Erzeugung des Neuen das Grunderklärungsproblem des Soziologen ist. Das passiert ja im Sozialisationsprozess. Das heißt, der Ort, wo Neues entsteht, ist primär die Sozialisation. Und dafür war die Untersuchung der Kommunikationsstrukturen in den Familien sehr wichtig. Und das war damals alles noch schwierig zu greifen. Es gab keine analytischen Instrumente dafür. Mit welchen Daten macht man das eigentlich? Und wie wertet man sie aus? Und so weiter und so fort.

Um jetzt an den ersten Erzählstrang wieder anzuschließen: Das war eine sehr komplexe Gesamtstruktur, viele verschiedene Variablengruppen, und es sollten letztlich die gesamten intermittierenden Prozesse von der Makroverankerung soziale Herkunft, der objektiven Bedingung, bis hin zu der Tiefenstruktur der Persönlichkeit des Kindes erklärbar sein. Das hätte methodisch dazu geführt oder führen müssen, das war uns auch klar, dass wir dann für die verschiedenen Variablengruppen erst einmal Teilstichproben untersuchen müssen, um Messinstrumente zu entwickeln, um diese Variablen überhaupt zu fassen – das Ganze ist aus heutiger Sicht für mich abenteuerlich, aber das entsprach damals der strukturellen Naivität eines Szientismus und den darin enthaltenen Machbarkeits-Phantasien. Das wäre ein sehr komplizierter Prozess gewesen, und am Ende sollte dann der große Fischzug stattfinden. Eine große Stichprobe, an der alle Variablen gleichzeitig erhoben werden. So dass man dann in einem komplexen Modell multivariater Hypothesenüberprüfung, damals war das Modell der Pfadanalyse führend, dass man dann die Korrelationen zwischen den einzelnen Variablen so darstellen kann, dass man eben auch die Kovarianzen von den eigen-logischen Determinationen sozusagen in Abzug bringen kann, wie das in der Pfadanalyse eben üblich war.

Wir haben begonnen, das vorzubereiten, und dann ist mir sehr schnell klar geworden, dass das nicht funktionieren wird. Also dass da eine Zeitbombe eingebaut ist, die zerstörerisch ist. Ich hatte die Sorge, dass das in einem riesigen Fiasko endet. Und ich habe mir dann sehr früh überlegt, dass man irgendwo eine Kontrolle haben muss, um gegenzusteuern. Und die einfache Grundüberlegung war: Man muss den Prozess, den realen Prozess, den man eigentlich untersuchen will und den man jetzt analytisch zuvor, eben in einem subsumptionslogischen Ansatz (so habe ich das damals noch gar nicht nennen können) zerlegt in Variablengruppen, was schon artifiziiell ist, diese Zerlegung: Man braucht einen Ort, wo man das untersuchen kann, wo das zusammenwirkt in

der Realität. Also der Ausdruck, den ich am prägnantesten dafür finde, lautet: Man muss es in situ untersuchen. Und wo ist das? Also es gibt nur zwei Orte: die Schule oder die Familie. Und da die Familie vorgeschaltet ist, haben wir uns dafür entschieden: Wir nehmen die Familie – also von Elternhaus und Schule das Vorderglied – und gucken uns das genau an. Dieser Gesichtspunkt von in situ-Forschung, der ist für mich bis heute wesentlich.

Diese in situ-Forschung ist mir später wieder begegnet an ganz verschiedenen Orten, einmal in der kriminalistischen Forschung, dazu sage ich gleich etwas, und zum anderen in der Unterrichtsforschung. Hier habe ich nicht viel gemacht, eher so mit reingerochen, und es hat mich sehr interessiert. Und ich hätte gern mehr gemacht. Das habe ich dann viel später mit Andreas Gruschka in Frankfurt getan Als Gegenposition zum Beispiel zu diesen PISA-Untersuchungen<sup>15</sup>, wobei ja alles auf standardisierten Instrumenten beruht und dann aber daraus geschlossen wird, was die Lehrer falsch machen. Was vollkommen illegitim ist, weil bei den PISA-Untersuchungen so gut wie an keiner Stelle in den Unterricht selbst reingeguckt wird, in situ. Es gibt diese Videofilme in der TIMSS-Studie.<sup>16</sup> Da haben wir uns einiges angeguckt. Das ist vollkommen unbrauchbar in meinen Augen. Das waren meistens Aufnahmen zentral, korrelativ zum Frontalunterricht, eine Kamera auf die ganze Klasse. Allein die Erhebungstechnik, die sie in der Unterrichtsforschung brauchen, weil ja in der Regel ein unglaublicher Lärmpegel herrscht, ist so schwierig, dass wir zu dem Schluss gekommen sind, man kann das eigentlich nur machen, wenn man für jedes Kind ein Mikrofon hat. Weil viele Bemerkungen, die die Kinder so untereinander machen, können Sie sonst nicht verstehen; bei dem normalen Video sehen Sie das zwar, dass die da gerade reden, aber Sie wissen nicht, was. Und diese Gespräche sind, wie ich inzwischen weiß, außerordentlich aufschlussreich, weil da ‚das wirkliche Mitmachen der Kinder‘ und ihre Motivation erst offenbar wird. Und häufig ist das gerade nicht nur Schwätzen und dummes Zeug reden, sondern die Kinder geben dann Kommentare, die zeigen, dass sie dem Unterricht folgen, aber an ihm Dinge sehen, die eigentlich wichtig sind, aber von den Lehrern nicht aufgenommen werden.

Um das noch ein bisschen auszuschnücken: Eine Zeitlang habe ich mich dann, so ab 2003, in der Lehrerbildung engagiert, also aus verschiedenen Gründen. Das hing damit zusammen, dass ich das Dekanat übernommen hatte, und da kommt man automatisch in solche Selbstverwaltungsgeschichten rein, tiefer als sonst. Und dann wurde ein Lehrerbildungszentrum in Frankfurt gegründet, wofür ich im Anfang, als ich nach Frankfurt kam, immer war. Also ich war

---

15 PISA steht für „Programme for International Student Assessment“. Siehe dazu: <https://www.kmk.org/themen/qualitaetssicherung-in-schulen/bildungsmonitoring/internationale-schulleistungsvergleiche/pisa.html> [10.4.2019]

16 TIMSS steht für „Trends in International Mathematics and Science Study“. Siehe dazu: <https://www.kmk.org/themen/qualitaetssicherung-in-schulen/bildungsmonitoring/internationale-schulleistungsvergleiche/timss.html> [10.4..2019]

immer der Meinung, dass die Lehrerbildung nicht fachdidaktisch aufgegliedert an die einzelnen disziplinären Institute kommen sollte, aber damals galt das als großer Fortschritt. Mir war von Anfang an klar, dass das zu einem Lehrerbildungsstudium, d.h. zu einem Studium zweiter Klasse führt. Und dass das vollkommen rückschrittlich ist, also gemessen daran, waren für mich die Pädagogischen Hochschulen besser. Aber die mussten ja damals abgebaut werden, die galten richtig als ‚zweite Klasse‘.

Ich habe damals als Assistent vergebens mit meinen Kollegen zusammen versucht, solche Lehrerbildungszentren einzuführen; also Orte, wo Lehrer im Sinne der Professionalisierung ihre intellektuelle eigene Heimat hatten. Das galt damals als reaktionärer Unsinn. In Frankfurt war das dann letzten Endes so, dass die Phantasie herrschte, man muss die Pädagogen zu Westentaschen-Adornos ausbilden. Was vollkommen falsch war, gut.

Und als ich dann viel später Forschungsbeauftragter in diesem Lehrerbildungszentrum wurde, da habe ich dann versucht, gemäß diesem in situ-Modell Unterrichtsforschung zum Zentrum zu machen; verbunden mit der praktischen Idee, dass Lehrerbildungsstudenten die Chance haben sollten, sich im Feld Bildungsforschung weiter zu betätigen und zu promovieren. Also im Zentrum hätte Unterrichtsforschung stehen müssen als interdisziplinäre Verklammerung; hier hätte man auch die Fachdidaktiker gut integrieren können. Und das ist letzten Endes gescheitert, da bin ich naiv gewesen, am Widerstand vor allem der Pädagogischen Psychologen. Aber auch von Pädagogen, die so getan haben, als ob sie interpretativ forschen. Also das war eine schwere Niederlage. Die Pädagogischen Psychologen haben dann gesagt, was man denn mit solchen Unterrichtsprotokollen anfangen soll. Das sei ja keine Wissenschaft, weil es nicht experimentell sei. Und haben dann weiter argumentiert, das wären ja lauter Störvariablen, die man in diesen Unterrichtsprotokollen hätte. Worauf man nur antworten kann: Wenn das wirkliche Leben aus Störfaktoren besteht, dann kann man's nicht untersuchen.

Also der zweite Punkt, um das schnell nachzuholen, für in situ-Forschung ist eingetreten, als ich 1983 zur kriminologischen oder kriminalistischen Forschung gekommen bin. Der eigentliche Grund war, dass öfter mal Kriminologen aus dem Bundeskriminalamt zu mir ins Seminar kamen, weil die gehört hatten, da gibt es eine hermeneutische Methode, die könnte man auch nutzen. Auf diesem Weg bin ich dann zu einem Forschungsauftrag gekommen, der mich auch interessiert hat, der mir im Übrigen auch viel Ärger eingebracht hat, weil ich da ein Verräter sei, so etwas macht man nicht. Bin auch entsprechend tribunalisiert worden. Aber was mich interessiert hat, war die methodische Geschichte. Mir war nämlich klar, dass Kriminalisten, wenn sie gut sind, so etwas wie naturwüchsige Objektive Hermeneuten sein müssen, was sich auch bestätigt hat. Wir haben in unserem Projekt das, was Carlo Ginzburg in seinem Buch ‚Der Käse und die Würmer‘ gemacht hat – und das wurde ja intellektuell goutiert – im Prinzip präziser sagen können.

Also es gibt drei große Bereiche, in denen eine Ausdrucksgestalt zugleich das Protokoll einer Tarnung ist. Und die Frage lautet: Wie kann man diese entschlüsseln, um etwas zu enttarnen?

Das ist einmal der Symptomtext einer Krankheit. Nicht nur, was psychische Erkrankungen anbetrifft, sondern auch organische Erkrankungen, die Symptome sind Tarnung der Krankheit, die Krankheit müssen sie erschließen. Das ist ziemlich kompliziert – wie entschlüsselt man den Symptomtext? Das ist Punkt eins.

Punkt zwei, wie entschlüsselt man den Täter, wenn man einen Spurentext vor sich hat? Zunächst: In jeder Tathandlung sind immer zwei Handlungen enthalten. Nämlich erstens die Primärhandlung, die kriminalistische, dass Sie ein ungesetzliches Ziel erreichen wollen oder ein gesetzlich zulässiges Ziel mit ungesetzlichen Mitteln. Das ist die primäre Straftat. Und in jeder Straftat ist enthalten eine zweite Handlung, nämlich die Tarnhandlung, die ist immer schon vorhanden im Bewusstsein, im Rechtsbewusstsein, nämlich dass etwas Unrechtmäßiges vorgenommen wird. Und da gibt es natürlich sofort den ersten Einwand: ‚Ja, aber was machen Sie dann mit den Affekt-Tätern? Die ja gar nicht strategisch handeln‘. Das kann man ganz einfach widerlegen, indem man sagt: Ja, die Tarnhandlung besteht darin, vollkommen unbewusst darin, dass man nicht mehr man selbst ist, man steht außer sich. Man weiß es nicht, in der Affekt-Tat ist man vollkommen außer Kontrolle geraten. Auch das ist eine Form der Tarnung. Gut, also da haben wir wiederum das Problem: Wie können Sie den Spurentext entschlüsseln?

Und das dritte ist in der Kunstgeschichte die Zuschreibung von nicht-signierten Kunstwerken oder die Enttarnung von Fälschung. Das ist genau das, was Carlo Ginzburg<sup>17</sup> vor sich hatte. Ich glaube allerdings, dass wir das präziser ausdrücken können.

Nun zurück: In der Kriminalistik, d.h. im kriminalistischen Projekt, also in situ, da musste man den gesamten Prozess berücksichtigen: Von der Tatbegehung bis zum ersten, wie das in der Kriminalistik selbst heißt, dem ersten Angriff, so heißt das in dieser militaristischen Sprache, das heißt die erste Berührung mit dem, was von einer Straftat an Spuren übrig geblieben ist, bis hin zu der Auswertung, die dann, wenn es gut geht, zur Entdeckung des Täters führt. Was wiederum mit einer wichtigen Unterscheidung verbunden ist, es gibt nämlich zwei Phasen in der Ermittlung.

Zunächst, dass Sie Abstand nehmen müssen von der naheliegendsten Hypothese. Das ist der Hauptfehler, der in der Kriminalistik gemacht wird, die naheliegendste Hypothese, wer ist es? Und dann legt man sich verfrüht auf den fest. Aber: Sie müssen erst einmal den Spurentext ausführlich und extensiv auslegen auf alle möglichen Lesarten hin, um gewissermaßen den Täter als

---

17 Ginzburg, Carlo (1985): Indizien: Morelli, Freud, Sherlock Holmes. In: Eco, U./ Sebeok, T. (Hrsg.): Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce. München: Fink, S. 125-179.

Abstraktum oder sozusagen als Potenzialität zu entziffern. Und das bedeutet eine scharfe Formulierung einer Suchhypothese, sodass die Wahrscheinlichkeit steigt, dass, wenn der reale Täter da durchläuft, Sie ihn auch erkennen, also durch diesen Suchscheinwerfer. Und das ist dann die Phase zwei.

Also man hat eine anständige Fallstrukturhypothese, so haben wir das dann später genannt, und jetzt muss der Täter überführt werden. Und wichtig ist, dass man diese beiden Sachen auseinanderhält, und das ist wiederum eine in situ-Geschichte.

Aber um wieder auf den Hauptfaden zurückzukommen: Irgendwann hat es dann den Punkt in diesem Projekt ‚Elternhaus und Schule‘ gegeben, aus Sorge, dass alles schief geht, dass man eine Kontrolle braucht, und die Kontrolle musste darin bestehen, im Sinne dieses in situ-Gedankens, die Sozialisation dort, wo sie real stattfindet, genauer anzuschauen. Und zwar jetzt nicht subsumptionslogisch nach vorgefassten Kategorien und Variablen. So dann ging’s automatisch, dass man natürliche Protokolle, also Tonbandaufnahmen, braucht. Videoaufnahmen haben wir auch gemacht, aber da habe ich ziemlich schnell erfahren, dass das nicht besonders weit führt, diesen Standpunkt würde ich auch heute noch vertreten. Aber gute Tonbandprotokolle, das ist, was in der Objektiven Hermeneutik dann eine wichtige Rolle spielt. Weil man dafür ein naturwüchsiges Notationssystem hat, nämlich die Schriftsprache. Und für Videoprotokolle haben sie kein Notationssystem, meines Erachtens wird es das auch bis auf weiteres auch nicht geben.

Nun mussten wir diese Protokolle erst mal haben. Wir haben uns dann ‚Probefamilien‘ gesucht, die mussten ein Kriterium erfüllen, um mitzumachen, weil das ein sehr umfangreicher Prozess war, da brauchte man viel Kooperationsbereitschaft, also mussten die Familien auch etwas davon haben. Also haben wir Familien gewählt, die ein Kind in dem Alter hatten zwischen vier und sechs, das als Problemkind von ihnen selbst schon bei einer Erziehungsberatung angemeldet war. Und daran haben wir uns gehängt, so dass dann das Kind gründlich untersucht wurde, diagnostiziert von Kindertherapeuten und auch behandelt. Also die Psychoanalytiker haben kooperiert, die haben mit den Eltern Interviews gemacht. Also kreuzweise jeder mit beiden Paaren, zwei Analytiker jeweils mit beiden Paaren, und dann haben die zehn Stunden Paartherapie bekommen, und wenn es nötig war, auch mehr. Und dann am Anfang haben wir die Familien während fünf Sitzungen beobachtet. Sind wir ins Elternhaus gegangen, ich will die Einzelheiten jetzt nicht erzählen, obwohl das interessant genug war. Gut<sup>18</sup>. Also der langen Rede kurzer Sinn, die zweite

---

18 Das Projekt ‚Elternhaus und Schule‘ wurde unter der Leitung von Ulrich Oevermann, Lothar Krappmann und Kurt Kreppner durchgeführt (ein unveröffentlichter Projektantrag stammt aus dem Jahre 1968). Vgl. auch Franzmann, Andreas (2016): Entstehungskontexte und Entwicklungsphasen der Objektiven Hermeneutik als einer Methodenschule. In: Becker-Lenz, R. u.a. (Hrsg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-42.

Phase: Jetzt hatten wir diese unglaubliche Menge von verschrifteten Tonbandaufnahmen, so, wie werten wir die jetzt aus? Und das war ein irrsinnig komplizierter und langer Prozess, weil wir uns natürlich erst mal an das gehalten haben, was damals existierte. Also das waren dann entweder interaktionsanalytische Auswertungsschemata, also im Sinne des Bales-Modells oder es gab Helena Burke, das war auch ein Beobachtungsschema, das in den Erziehungswissenschaften entwickelt wurde und noch einige andere. Das haben wir alles probiert und es hat zu nichts geführt.

### *Konversationsanalyse auch schon?*

Ja klar, wir haben natürlich William Labov zur Kenntnis genommen. Aber mit Labov habe ich ziemlich schnell nichts mehr anfangen können, weil Labov meines Erachtens einen Grundfehler enthält, Entschuldigung, wenn ich das so apodiktisch sage, dass er ständig Stellen interpretiert hat mit dem Vorgriff auf zukünftige Stellen in dem Interaktionsprotokoll und damit im Grunde genommen die Zukunftsoffenheit von Praxis schon geschlossen hat. Also er hat gerade keine Sequenzanalyse gemacht, und das hat mich gestört. Also das unterscheidet mich vielleicht von Fritz Schütze auch an der Stelle etwas, wir haben ja zu der Zeit gemeinsam in einer DFG-Gruppe gesessen, die wesentlich von Luckmann angeregt war, und er hat da auch eine große Rolle gespielt, die hieß „Verbale Interaktion“. Und da waren die Pragma-Linguisten drin, also Ehlich, Rehbein und Dittmar und so weiter und so fort.

### *Wunderlich, wahrscheinlich?*

Wunderlich auch am Anfang, und ich habe da viel – das ist der zweite Punkt, auf den ich nachher noch kommen muss – von der damaligen Entwicklung der Sprachtheorie profitiert, ohne das wäre das alles gar nicht gegangen. Aber ich habe dann in zunehmenden Maße das Problem bekommen, dass dort nicht genügend unterschieden wurde zwischen einem Ansatz (und das war das Grob der Konversationsanalytiker), Verlaufsschemata und Regeln zu entdecken, auf der Ebene der Pragmatik, das hat mich nicht so interessiert, ich war kein Linguist, und ich wollte das auch nicht sammeln, sondern ich wollte Fälle untersuchen. Und dann bin ich einfach raus gegangen, weil es mir nichts mehr gebracht hat.

Und diese beiden voneinander getrennten Aufgaben, also Fälle zu rekonstruieren und sozusagen die Regelstruktur von Sprechhandeln zu untersuchen, die wurden in der ‚Verbalen Interaktion‘ nicht genügend auseinandergehalten, für mich. Das führte aber dazu, dass dann automatisch die Leute, die sich für die Regelstrukturen interessiert haben, also so wie Wunderlich das auch machte, sehr gut im Übrigen, dass die doch in zunehmendem Maße die Domi-

nanz hatten. Und das war für mich sinnlos, mich mit denen auseinanderzusetzen.

Aber ich war immer der Meinung, dass das, was die untersuchen, schon sehr wichtig ist, auch für die Untersuchung von Fallstrukturen; also für das, was der Objektive Hermeneut macht, braucht man natürlich das Regelwissen, um gewissermaßen in der Rekonstruktion der regelgenerierten objektiven Bedeutungsstrukturen das Richtige zu finden. Aber ich habe mich immer darauf verlassen, dass man im Sinne von Chomskys ‚intuition of the native speaker‘ dieses Regelwissen intuitiv auch hat. Und dass die Linguisten selbst sozusagen sich darauf verlassen müssen am Anfang, auf ihre Intuition, weil das Grundproblem ist ja, sie müssen ja, ganz simpel gesprochen im Sinne der Chomsky-Linguistik, erst mal die grammatisch wohlgeformten Sätze von den nichtwohlgeformten Sätzen unterscheiden können, vorweg. Und das können sie nur intuitiv. Aber man muss ja irgendwo anfangen. Und dann muss man Strukturzuschreibungen machen zu diesen grammatisch wohlgeformten Sätzen und so geht es weiter. Und am Ende steht eine Rekonstruktion des Regelwissens, mit der man dann auch begründen kann, was die Intuition ermöglicht. Also das ist dieser notwendige Zirkel. Und ich habe mich immer darauf verlassen, dass diese Intuition auch funktioniert. Deswegen brauchte ich für mich nicht das theoretisch Explizierte, die theoretisch explizierten Regelstrukturen. Also ich finde, auch in der Forschungspraxis hat sich das erwiesen, also das ist eigentlich das geringere Problem, wenn Streit losgeht über Lesarten bezüglich eines Teils aus einem Korpus. Wenn der Streit da ist, kann man den relativ schnell klären. Also dann muss man sozusagen die beteiligten Regeln, die an der Bedeutungsgenerierung beteiligten Regeln, soweit explizieren, bis der Streit geklärt ist, und das lässt sich nach meiner Erfahrung immer ziemlich problemlos erreichen. Für den Linguisten selbst reicht die Stufe noch nicht, der muss dann weitergehen und ein richtiges Modell für eine Ableitung der Regeln, die am Werk sind, leisten können.

Also das war die Frage bzw. das Problem: Wie wertet man jetzt die Sachen aus? Ich habe dann gemerkt, dass die Instrumente, die dafür zur Verfügung standen, nicht hinreichten. Wir haben da lange herumprobiert. Das war ein dramatischer Prozess mit vielen Streitereien. Und irgendwann lief sich das tot, und dann habe ich das Ruder um 180 Grad herumgeworfen und gesagt: ‚So, das hat keinen Sinn!‘ Jetzt kam dazu, also ich habe damals die Beobachtungen größtenteils selbst gemacht zusammen mit Yvonne Schütze, d.h. wir sind immer da paarweise hin. Und da kannten wir die Familien wirklich gut. So dass wir sagen konnten, in dem, was wir jetzt rauskriegen mit den Instrumenten, meistens irgendwelche Klassifikationssysteme, also subsumptionslogisch, die zur Verfügung stehen, darin erkennen wir unsere Fälle nicht genügend wieder. Also haben wir uns dann irgendwann doch auf unsere Wahrnehmung verlassen.

Im Übrigen habe ich das analoge Problem später bei der Kriminalistik erlebt. Dazu muss ich jetzt doch noch etwas sagen. Die Ausgangsproblematik war damals die folgende. Das Bundeskriminalamt war damals in einer Phase, die EDV verschärft zu benutzen. Der damalige Präsident Herold, der hatte so eine sozialdemokratische Sonnenstaatsphantasie. Der objektive Sachbeweis und alles was damit zusammenhängt, das sollte alles mit EDV-Mitteln erfolgen. Und zu der damaligen Zeit waren die Fließtextelemente noch ganz gering, also es musste alles verschlagwortet werden. Und das hat zu der Erkenntnis geführt, die nahe lag, dass der naturwüchsige Kriminalist, der am Tatort war und den Spurentext auch wahrgenommen hat, das war der wirkliche naturwüchsige Hermeneut, der hat vieles erschlossen und wahrgenommen. Aber in dem Maße, in dem das verschriftet werden musste, und unter der Bedingung der Verschlagwortung, um das ins EDV-System einstellen zu können, wurde das immer abgemagerter und hatte immer mehr einen enormen, schnellen Prägnanzverlust. So und das hing mit dem Statussystem im Amt selbst zusammen. Wir haben uns mit den Kriminalisten vor Ort immer gut verstanden, aber bei den Oberen waren wir verlacht.

Das ist übrigens ähnlich wie in der Schule, dass die Leute, die wirklich gut sind, mit geringerer Wahrscheinlichkeit Studienleiter, Schulleiter usw. werden. Die, die den Aufstieg machen wollen, kommen vor Ort gar nicht gut klar. Das ist das Interessante.

In der Soziologie selbst wurden solche Arbeitsplatzbeschreibungen nach dem Muster der Industrie gemacht. Natürlich ist das Qualifizierungsmodell in der Industriearbeit tatsächlich so, dass die Komplexität größer wird und die Qualifikationsanforderung höher, je höher sie kommen. Aber im pädagogischen Bereich und im kriminalistischen Bereich, also dort, wo die hermeneutische Komponente wirklich wichtig ist, ist es eben nicht mehr so. Sondern da ist die Tätigkeit vor Ort eben nicht taylorisierbar. Sondern sie muss gestalt richtig sein. Also sie brauchen, ich liebe das Wort nicht so besonders, aber sie brauchen eine holistische, intuitive, sozusagen intakte und integrale Betrachtungsweise. Sie sind ‚naturwüchsige Hermeneuten‘. Da kommen sie mit dem industriesoziologischen Arbeitsmodell überhaupt nicht klar.

Ich hatte dann ein Jahr später eine Gastprofessur in Frankreich, in Paris. Da hat der Bourdieu dafür gesorgt; den hat das schon am Rande interessiert, der hat schon gemerkt, dass da was dran ist an der ganzen Sache. Der hat mich dann sozusagen einem Journalisten von Le Monde zugeführt, den das interessiert hat. Dann wurde ein Interview in Le Monde veröffentlicht. Und das weiß ich noch genau, das war zu der Zeit, als die Sommeruniversität in Korcula und in Dubrovnik stattfand, und da war die ganze Frankfurter Kritische Theorie da, natürlich, in den Sommerferien und lasen das in Le Monde und waren entsetzt (lacht). Was der Oevermann da macht, also recht reaktionär, was mit Kriminalistik. Die französischen Soziologen waren ganz anders. Die haben sich viel mehr dafür interessiert, auch methodisch, weil denen war klar, auch den

Polizei-Soziologen, mit denen ich dann in Berührung gekommen bin, dass dieses industriesoziologische Arbeitsmodell eben gerade nicht funktioniert.

Während der Gastprofessur habe ich dann auch einen Brief bekommen, über den habe ich mich sehr gefreut. Nach dem Le Monde-Interview hat mir ein Alt-Assyriologe, ein Professor in Frankreich, geschrieben, er wolle sich gern einmal mit mir treffen, er wolle mich unbedingt kennenlernen. Der hat sofort verstanden, dass dieses Dechiffrieren das Entscheidende ist. Und wir haben dann ja (später am Sonderforschungsbereich in Frankfurt) mit Archäologen gut zusammengearbeitet. Ein sehr guter Doktorand, Matthias Jung, der auch über einen Abschluss in Archäologie verfügt, hat eine Arbeit geschrieben über das methodische Vorgehen bei den Archäologen<sup>19</sup>. Und er hat genau dies herausgearbeitet, dieses Dechiffrieren. Auch mit den Ur- und Frühgeschichtlern im Sonderforschungsbereich sind wir sehr gut klar gekommen. Warum? Weil die ganz wenige Daten haben. Also wenn sie nur ‚den Ötzi‘ haben, dann müssen sie noch das kleinste Staubkorn unter dem Fingernagel untersuchen, und das ist genau objektiv hermeneutisches Vorgehen. Also sozusagen möglichst extensiv und detailliert. Wohingegen die Neu-Historiker ja genau das gegenteilige Problem haben, die müssen ja umgekehrt das Problem lösen, wie können wir selektieren.

Also das alles sollte jetzt erklären, warum wir diese Ergänzung zu diesem Großprojekt vorgenommen haben; das dann ja auch ziemlich schnell liegen geblieben ist. Und dann hat sich das verselbstständigt, und aus diesen Familienuntersuchungen ist dieses Vorgehen entstanden. Und irgendwann mussten wir einen Namen dafür haben. Ich kann mich noch genau entsinnen, als wir das das erste Mal in der Profession vorgestellt haben, d.h. wie wir vorgehen. Das war 1974 am Soziologentag in Kassel<sup>20</sup>. Ich sehe bis heute die Gesichter meiner soziologischen Kollegen vor mir. Die waren entgeistert: ‚Also wie kann man nur so was machen! Irgendwo spinnen die!‘ So fremd war das damals<sup>21</sup>.

---

19 Jung, Matthias (2006): Zur Logik archäologischer Deutung. Interpretation, Modellbildung und Theorieentwicklung am Fallbeispiel des späthallstattzeitlichen ‚Fürstengrabes‘ von Eberdingen-Hochdorf, Kr. Ludwigsburg. *Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie* 138. Bonn: Verlag Dr. Rudolf Habelt.

20 Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Gripp, Helga/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen/Schröder-Caesar, Erna/Schütze, Yvonne (1976): Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. In: Lepsius, M. Rainer (Hrsg.): *Zwischenbilanz der Soziologie: Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentags*. Stuttgart: Ferdinand Enke. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-160654>. [10.4.2019]

21 Dass die Aufnahme der Forschungen aus dem Projekt ‚Elternhaus und Schule‘ auf dem Soziologentag nicht so negativ war, wie es Ulrich Oevermann in Erinnerung hat, zeigt die Reaktion auf einen anderen ebenfalls auf dem Soziologentag gehaltenen Vortrag von Lothar Krappmann, Ulrich Oevermann und Kurt Kreppner ‚Was kommt nach der schichtspezifischen Sozialisationsforschung?‘ In: Lepsius, M. Rainer (Hrsg.) (1976): *Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS): Zwischenbilanz der Soziologie*:

Allein schon mit einem solchen Material umzugehen. Sie müssen sich vorstellen, 1974 gab es noch nicht viele Forschungen, die mit Wortprotokollen, mit Transkripten, umgegangen sind. Das war noch vergleichsweise neu. Heute ist das gang und gäbe. Das ist eine der ganz großen Veränderungen, die da stattgefunden hat. Und jetzt musste man dem Kind einen Namen geben. Ja, also Objektive Hermeneutik. Also das ist auch eine naive Bezeichnung natürlich, später habe ich erst gemerkt, warum uns das Wort ‚objektiv‘ so übel genommen wurde. Weil das immer missverstanden worden ist als eine Selbstnennung, sozusagen, im Besitze der Wahrheit zu sein. Aber das war überhaupt nicht damit gemeint. Wir sind, das würde ich behaupten, die überzeugtesten Fallibilisten, die man sich vorstellen kann. Die Ablehnung des Fallibilismus würde mir nie in den Kopf kommen, im Gegenteil. Für mich ist die Sequenzanalyse unter anderem auch deswegen so wichtig, weil die konsequent durchgeführte Sequenzanalyse der schärfste Fallibilismus ist, den man sich denken kann, weil die Fallstrukturhypothese an jeder neuen nächsten Sequenzstelle im Prinzip scheitern kann. Und wenn die an so und so viel Stellen des möglichen Scheiterns sich bewährt hat, dann ist sie eine wirklich starke Hypothese. Also dass ist auch ein Art Fallibilismus in situ, in Permanenz. Gut, das ist der eine Weg, warum Objektive Hermeneutik.

Und der zweite Grund dafür war, dass ich sehr früh in diese soziolinguistische Forschungswelt geraten bin, und das hat nichts damit zu tun, dass ich mit Sprache präokkupiert war, sondern da war damals Basil Bernstein ganz wichtig. Ich habe mich ja dann mit Bildungsforschung beschäftigen müssen, und Basil Bernstein war für mich ein wichtiger Mann, den habe ich dann kennengelernt, als er ins Max-Planck-Institut eingeladen wurde; ich hatte von ihm auch vorher schon viel gelesen. Und was mich daran fasziniert hat, war diese Hypothese mit den linguistischen Codes, also restringierter und elaborierter Code. Ich habe das später umbenannt in ‚Strategien‘, den Code-Begriff fand ich nicht so glücklich. Aber das Wichtige war sozusagen der latente Durkheim-Minimalismus oder wie man das nennen soll, der da drin war. Nämlich die wirklich genuin soziologisch strukturelle Betrachtungsweise, dass diese Codes sozusagen etwas Milieuspezifisches sind, dem man quasi unbewusst folgen muss, und dass damit gesteuert wird sowohl die Wahrnehmung der Kognition, die jemand operativ in seinem Handeln zeigt, als auch die Möglichkeit, die kognitiven Potenziale selbst zu nutzen. Denn wenn sie restringiert sprechen,

---

Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentags. Stuttgart: Ferdinand Enke. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-160687>. [10.4.2019] Heinz Abels und Alexandra König (In: Sozialisation: Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinanderspielen. Wiesbaden: VS 2010) heben den „Perspektivenwechsel“, der mit der „neuen Sozialisationsforschung“ einhergeht, hervor und halten fest: „Die Autoren gaben dem begeisterten Publikum einen Einblick in ihre empirische Arbeit...“ (S. 257).

dann restringieren sie das eigen-logische Medium der Kritik, und das ist eben Sprache. Und da bin ich erst darauf gekommen, was für ein interessantes Phänomen das ist. Also was man auch daran sehen kann, dass zum Beispiel die Schriftsprachlichkeit, die uns ein Notationssystem liefert, natürlich auf der anderen Seite die Sprache in ihrem Potenzial erst zu sich selbst bringt, denn das Hauptpotenzial von Sprache ist, kontextunabhängig virtuelle Welten zu konstruieren. Also das, was den Konstruktivismus so interessiert. Also hypothetische Welten konstruieren, das können Sie nur mit Sprache aufgrund dieses Potenzials der Kontextunabhängigkeit. Das ist mir dann sehr schnell klar geworden. Das hat mich dann so interessiert, dass ich gesagt habe, das muss man unbedingt in Deutschland auch mal machen. Und dann habe ich diese Untersuchung gemacht, die zur Dissertation geführt hat.

*War das noch in Frankfurt?*

Ja, das war bevor ich das Berliner Projekt übernommen habe, aber ich habe damals schon mit den Berlinern zu tun gehabt.

Sie müssen sich das so vorstellen: Ich bin damals mit Lepsius von München nach Mannheim gekommen. Und Lepsius war für mich ein wichtiger Soziologe, der ist ein richtiger Max Weberianer. Verstehen Sie, Soziologie hieß für mich immer etwas erklären, also das, was Bourdieu etwas hilflos mit dem Begriff der strukturellen Kausalität abdeckt. Inwieweit Strukturen als solche etwas bewirken. Und ich will es nochmal sagen: Für mich ist die gesamte Sozialisationsforschung unter anderem deshalb langweilig gewesen, weil letzten Endes die erklärenden Hypothesen alle psychologisch waren und das Soziologische erschöpfte sich eigentlich in der Benennung von sozialen Randbedingungen. Und mich haben aber die soziologischen Hypothesen interessiert. Also zum Beispiel bei den linguistischen Codes: Wie kommt es dann dazu, dass ein Kind seine messbare, aber zum Beispiel nicht-verbale Intelligenz nicht richtig realisieren kann, indem es dem restringierten Code folgt? Was dann von den Lehrern als mangelnde Differenzierung oder sonst etwas angesehen wird, aber eigentlich nicht stimmt. Deswegen war ich so wahnsinnig stolz, könnte man sagen, oder froh, dass ich in dem spärlichen Material – also man muss ja sehen, die Untersuchung war empirisch höchst mager – dann festgestellt habe, was ich mir eigentlich gar nicht erhofft hatte, aber was ich theoretisch prognostizieren musste: Dass nämlich bei den Unterschicht-Kindern eine negative Korrelation zwischen der nonverbalen Intelligenz und dem Ausmaß der Indikatoren für restringiertes Schreiben festzustellen war. Das kann man so erklären, je intelligenter nonverbal die Kinder sind, desto eher wissen sie, wie sie ihren milieuspezifischen Anforderungen genügen müssen. Und das war eben der restringierte Code.

Und das war wirklich spannend. Das war wirklich ein klarer Hebel gegen die psychologischen Erklärungen. Die Codes waren also ein Gegenbegriff zu

Fähigkeiten. Mit Fähigkeiten hatte das nichts zu tun. Ich habe mich ja dann in unglaublichen Auseinandersetzungen befunden, das war ja zu der wilden Zeit 1968, mit den Soziolinguisten, mit Norbert Dittmar vor allen Dingen. Ich wurde ja immer angegriffen, als nicht genügend links. Komisch. Ich galt ja damals als der Vertreter der Defizit-Hypothese und man ‚musste‘ die Differenz-Hypothese vertreten.

Und für mich war das vollkommen irre, diese Argumentation, weil das ein romantisches Modell von Unterschichtsprache war. Ich habe ja nie geleugnet, dass mit dem restringierten Code dennoch eine gültige Ausdrucksgestalt produziert wird, natürlich, was denn sonst? Aber um intellektuell weiter zu kommen, ist diese Sprache ungünstig. Und das ist ein romantisches Modell, das ist übrigens bei Labov auch immer so ein bisschen die Sichtweise gewesen.

*Ja, mit dem Black American English.*

Genau. Und der hatte immer diese Hypothese von der Hyper-Konformität. Also dass gewissermaßen das Schlimme war, wenn die intelligenten Unterschicht-Kinder hyper-konform das Mittelschicht-Englisch sprachen. Aber um weiterzukommen, war das nötig. Bei Bourdieu war das ähnlich. Ich finde, das beste Buch, das Bourdieu geschrieben hat, ist „Les héritiers“, was auf Deutsch unter „Illusion der Chancengleichheit“ erschienen ist, aber die geringste Auflage hat, weil es bei Klett erschienen ist und nicht bei Suhrkamp. Das war das Äquivalent für eine Habilitation. Und Bourdieu hat mir mal gesagt, er hätte dieses Buch ganz bewusst im Sprachstil der Pariser Intellektuellen geschrieben, um den Inhalt, der sich ja gegen diese Intellektuellen wendete, sozusagen akzeptabel zu machen; er musste sich gewissermaßen verkleiden. Als ein Bauernsohn aus dem Südwesten Frankreichs, aus dem Département Pyrénées-Atlantiques, also dem Vorland der Pyrenäen, musste er sich verkleiden. Wir waren eigentlich sehr gut befreundet, wir haben uns sehr gemocht, also ich mochte ihn sehr. Und wir haben uns dann doch ein bisschen auseinander gelebt mit der Zeit, weil ich finde, er ist dann sozusagen im Sinne einer Überbietungslogik Opfer seiner eigenen Strategie geworden. Also die Überbietungslogik bestand dann immer darin, noch einen Zahn mehr um die Ecke zu denken als die, die er angreift. Also das ist in seinem Intellektuellen-Modell auch so ein bisschen das Problem.

Also jetzt musste ich mit dem Sprachmaterial umgehen, und das war natürlich alles aus heutiger Sicht vollkommen unzureichend, ich musste das ja dann irgendwie messen; also ich hatte Aufsätze schreiben lassen und die mussten nun irgendwie ausgewertet werden. Jetzt hat man angefangen auszuzählen. Und die Indikatoren, die man gebildet hatte, um überhaupt zu Zahlen zu kommen, mussten natürlich der inneren Hierarchie der sprachlichen Struktur folgen. Also ganz simpel, ein Komplexitätsmaß war die Anzahl der Nebensätze. Die mussten Sie natürlich zu den Hauptsätzen, von denen sie abhängig waren,

ins Verhältnis setzen. Die Frage ist: Wie macht man das? Nun, man zählt die Anzahl der Nebensätze, Anzahl der Hauptsätze und bildet einen Quotient. Aber, wenn Sie jetzt gar keine Nebensätze haben. Null geteilt durch so und so viel, da haben Sie schon riesige Probleme. Und manchmal müssen Sie dann, um die Null zählen, auch geteilt durch Null bis unendlich vornehmen, das geht nicht. Also man sieht dann sofort, dass man dieser hierarchischen Struktur von Sprache überhaupt nicht gerecht wird. So und dann kommt man darauf, dass die üblichen Variablen, mit denen wir in den Sozialwissenschaften arbeiten, alles eigentlich Variablen sind, die nur nach Intensität variieren. Eine im Grunde genommene ganz primitive Variationsdimension, die aber die eigentliche Strukturiertheit unserer Gegenstände gar nicht richtig abbildet. Und das ist bei der ganzen Umfrageforschung genauso. Also immer: jedes Mal, manchmal, selten, nie. Immer dieses Modell.

Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Wir mussten einmal einen Fragebogen über Eheverhalten erstellen. Nicht weil wir das so wollten, sondern weil wir das für die Beobachtung brauchten. Ich hatte das vorher nicht erwartet; ursprünglich wollten wir eine Beobachtungssitzung nur mit den Eltern ohne Kinder, nach acht Uhr abends. Das haben wir versucht, das ist aber überhaupt nicht gegangen, wieso? Was machen die Eltern, wenn die Kinder im Bett sind? Sie sitzen vorm Fernseher. Also das ging schlicht und einfach nicht.

Also haben wir einen Fragebogen gebildet, was ist für eine gute Ehe wichtig? Alle möglichen Sachen, die man Ehepaare fragen kann. Und wir haben dann beiden Eltern jeweils denselben Fragebogen vorgelegt und die sollten den lesen und sich austauschen. Und sich dann darüber unterhalten, warum sie glauben, dass der andere so über sie denkt; und das hat super funktioniert. Die haben sich so intensiv unterhalten, stundenlang, ja bis zwölf Uhr ging das häufig, abends. Manche haben gesagt, sie hätten sich schon lang nicht mehr so intensiv unterhalten. Also es war ein Stimulus, der gut funktionierte.

Eine andere Sache, die wir allerdings dann übernommen haben, ist, dass man beispielsweise Interviews mit Müttern macht, die kleine Kinder zwischen vier und sechs Jahren haben, und das zwischen 16 und 18 Uhr. Und dass man Wert darauf legt, dass die Kinder dabei sind. Und dann werden die natürlich quengelig, die Kinder. Und da hat uns eigentlich mehr interessiert: Wie gehen die Mütter jetzt damit um, als das, was die in dem Interview sagen. Und das war sehr aufschlussreich; die unobtrusive measures. Also Nicht-Intentionalität: Wie kommt man an das Unbewusste? – so könnte man es ausdrücken.

Was ich also sagen will, ist, dass ich über die Sprache sensibilisiert worden bin für diese Strukturüberlegungen. Das müsste ich eigentlich noch präziser darlegen.

Und auf diesem Wege bin ich dann auch auf Chomsky gekommen. Und Chomsky, das muss ich schon sagen, war damals für mich eine Erlösung, denn ich musste unbedingt etwas auf die Reihe kriegen; nämlich dasjenige, was in den Daten enthalten war, also das Sprachverhalten, das gemessen wurde, zu